



Vor 200 Jahren wurde Theodor Fontane geboren

„Das Wesentliche, was ich erlebt, steht übrigens in meinen Büchern ...“¹

von Martin Stankowski

Theodor Fontanes Existenz (30. Dez. 1819 bis 20. Sept. 1898) erfuhr Mitte der 1870er Jahre – auch die Mitte seiner 50er – eine tiefgreifende Wende. Er sah sich aufgrund seines inneren Zustands nicht mehr in der Lage, eine bezahlte Dauerstelle anzunehmen, und fällte die definitive Entscheidung, sich ganz dem Schreiben zu widmen. Neben der Fertigstellung seines Erst-Romans, dem zahlreiche Novellen und Romane und eine ganze Reihe neuer Gedichte folgen sollten, bedeutete dies neben vielen, zum Teil durchaus umfangreicheren Gelegenheitsarbeiten zahlreiche Rezensionen und vor allem jede Menge an Theaterkritiken. Daneben blieb er der nie nachlassende Briefschreiber in einem, wie es scheint, noch intensivierten Verkehr mit Familie, insbesondere Frau Emilie und Tochter Martha, mit Freunden, zunehmend mit Publizisten und Verlegern – ungeachtet der Fülle stets in einem sorgsam Ausformulieren, das er selbst auch schon einmal als *literarische Tat* kennzeichnet². Neben dem sensiblen Eingehen auf familiäre Belange, neben dem lebensvollen Kommentieren des Zeitgeschehens ist die Korrespondenz voll der Hinweise zum eigenen Verständnis als Schriftsteller und von diesem festen Punkt aus voll der geistvollen, kritikfreudigen und bei aller Anständigkeit sezierenden Bemerkungen im Blick auf die Literaturszene. Der 200. Geburtstag gibt Anlass, genauer zuzuhören, ganz in seinem Sinn: *Ich lese hier viel* (von Ihnen), *die beste Form persönlichen Verkehrs*, wie er für Wilhelm Raabe notiert³.

1. Über das Schreiben

*Es ist ein sonderbares Metier, die Schriftstellerei (...) Nur die, die durchaus weiter nichts können und deutlich fühlen, dass sie wohl oder übel nun mal an diese Stelle gehören und nur an diese, nur die dürfen es wagen. Einfach, weil sie müssen und weil ein andres Leben sie erst recht nicht befriedigen würde.*⁴

Dazu gehört ein äußeres Sich-Beschränken:

*Ich bin absolut einsam durchs Leben gegangen (...) Ich hab den Schaden davon gehabt, aber auch den Vorteil (...) Vieles büßt man ein, aber was man gewinnt, ist mehr.*⁵

Beschränkung gilt auch inhaltlich:

Wer auf Plots und große Geschehnisse wartet, ist (bei mir) verloren, für solche Leute schreib ich nicht. (...) ich kann, um dem großen Haufen zu genügen, nicht

*Räubergeschichten und Aventürenblech schreiben.*⁶

Das bleibt so bis zum späten Fazit:

*Mein stolzes Beginnen lief nun darauf hinaus: Allerkleinstes – auch Prosaisches nicht ausgeschlossen – exakt und minutiös zu schildern und durch scheinbar einfachste, aber gerade deshalb schwierigste Mittel: durch Simplizität, Durchsichtigkeit im einzelnen und Übersichtlichkeit im ganzen, auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, ja es dadurch sogar interessant oder wenigstens lesenswert zu machen.*⁷

Denn dahinter steht:

Mein Interesse für Menschendarstellung ist von der Wahrheit oder doch von dem, was mir als Wahrheit erscheint, ganz unzertrennlich.⁸ Wirklichkeit als das, als was ich es gegeben habe: ein Stück Leben, ohne jede Neben-Absicht oder Tendenz⁹, schließt selbstverständlich Spannung nicht aus: Dies bildet (in Romanen) immer das Hauptinteresse: Räthsel lösen. Alles andere ist Nebensache¹⁰; ja es gilt sogar: Dichtung und Courtoisie leben von Übertreibungen¹¹.

Dennoch bleibt dabei die Stilfrage nie ausgeklammert:

*Zahlloses in meinen Sachen habe ich um einer gewissen Forscheté des Ausdrucks willen schließlich wieder fallengelassen und beklage es nicht.*¹²

Entscheidend bleibt, modern ausgedrückt, die Empathie:

Wie mir nichts schwer wird, wenn es einer in mir lebenden starken Empfindung entspricht¹³, mit deutlicher Zurückhaltung als meine Schreibweise von zwei Dingen völlig frei ist: von Übertreibungen überhaupt und vor allem von Übertreibungen nach dem Hässlichen hin. Ich (...) befeißige mich vielmehr, alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen gibt¹⁴.

2. Einblicke in die (Autoren-)Werkstatt

Zahlreiche solche Einblicke geben bei aller Fülle von Gedanken, Ideen, Projekten – oft nur ganz allgemein (in Croquis und Brouillons) – gerade die Briefe:

Trotz starken Abbatuseins hab ich auch heute meine Kapitel geschrieben (...) Dass es gleich gut wird, ist



schließlich auch nicht nötig und eigentlich von dem, der sein Pensum arbeitet, auch nicht zu verlangen.¹⁵ (Zumal ich) nicht die Frechheit (habe), drauflos zu schreiben, ohne Sorge darum, ob es stimmt oder nicht.¹⁶

Somit darf er sagen:

Ich bilde mir nämlich ein, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern, die für alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also ein Schriftsteller (...), der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt.¹⁷

Als wichtiges Schlaglicht gilt:

„Wie soll man die Menschen sprechen lassen?“ Ich bilde mir ein, dass nach dieser Seite hin eine meiner Forcen liegt und dass ich auch die Besten (unter den Lebenden die Besten) auf diesem Gebiet übertreffe. Meine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Menschen sprechen zu lassen, wie sie wirklich sprechen. (...) Ohne ein bestimmtes Maß von „Voraussetzungen“ lässt sich überhaupt nicht schreiben.¹⁸

Deshalb bedarf es genauer Recherchen:

Dies lokale Sicheinleben bedeutet furchtbar viel, das andre findet sich allmählich – selbstverständlich, wenn man einen Stoff als Keim des Ganzen hat.¹⁹

Der letzte Halbsatz lautet dann ebenso:

Der eigentliche Kern zu einer Novelle kann in vier Zeilen stecken.²⁰ Denn:

Der Anfang ist immer das entscheidende, hat man darin gut getroffen, so muss der Rest mit einer Art von innerer Notwendigkeit gelingen.²¹

Namentlich aus dieser „gebundenen Freiheit“ ergibt sich das Lebensnahe, das Lebensvolle all seiner Schriften, die jedes Penibel-Langweilige vermissen lassen; weil:

Sowie das Raisonement anfängt, wird es furchtbar. (...) Der gedankliche Inhalt kann unter Umständen die Hauptsache sein, in der Regel ist er es nicht.²² Es gilt vielmehr:

Die Schönheit ist da, man muss nur ein Auge dafür haben oder es wenigstens nicht absichtlich verschließen. Der echte Realismus wird auch immer schönheitsvoll sein.²³

Dieses gründliche Ansehen – *Die Dinge beobachten gilt mir beinahe mehr, als sie zu besitzen²⁴* – führt zu dem für das einzelne wie für das gesamte Werk geltenden Work in Progress:

Ich schreibe alles wie mit einem Psychographen (die grenzenlose Tüftelei kommt erst nachher) und folge, nachdem Plan und Ziel mir feststehen, dem bekannten „dunklen Drange“. Es klingt ein bisschen arrogant, aber ich darf ehrlich und aufrichtig sagen: es ist ein natürliches, unbewusstes Wachsen.²⁵

Somit schließt Fontane nichts aus, auf einen Vorwurf seiner Frau erwidert er:

Die Weitschweifigkeit aber, die ich übe, hängt doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen. Ich behandle das Kleine mit derselben Liebe wie das

Große, weil ich den Unterschied zwischen Klein und Groß nicht recht gelten lasse; treffe ich aber wirklich mal auf Großes, so bin ich ganz kurz. Das Große spricht für sich selbst; es bedarf keiner künstlerischen Behandlung, um zu wirken. Gegenteils, je weniger Apparat und Inszenierung, um so besser.²⁶

Der hohe Könnler formuliert es für sein Spätwerk folgendermaßen um:

In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können.²⁷ Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre.²⁸

In dieser (!) Hinsicht einer unbedingten Genauigkeit wird Fontane zum Perfektionisten: *Ich gehöre zu den Schriftstellern, die es genau nehmen, sehe alles dreimal durch²⁹*; fast unzählbar oft jammert er regelrecht über die Mühen der stets mehrfachen Korrekturen.

3. Der Literaturmarkt

In Fontanes Fall unterschied sich der Literaturmarkt in vielem kaum von dem für viele heute Schreibende; was tröstlich wirken mag. Das gilt für seine persönliche Situation:

dass ich gegen Tadel (...) nicht sehr empfindlich bin, nur Nichtachtung kränkt mich tief.³⁰ Konkret: Die wenigsten wissen, dass ich diese_Sachen (das sind in diesem Fall seine teilweise recht bekannten Gedichte) geschrieben habe. Dies Schicksal begleitet mich nun durch dreißig Jahre (...); um mich kümmert sich keine Katze. Es ist so stark, dass es zuletzt wieder ins Lächerliche umschlägt. Und das rettet mich, sonst würd ich leberkrank.³¹ Beziehungsweise: Gleichgültigkeit, Besserwissen und Neid sind die drei Grazien, die, wie das Leben jedes Strebenden, so auch das meine begleiten. 4 von 10 Freunden lesen nicht, der 10. schweigt sich aus.³²

Beziehungsweise, nach den ersten größeren Erfolgen:

Die gesamte deutsche Presse verfolgt mir wie andern gegenüber beständig den Zweck, einen bestimmten Schriftsteller an eine bestimmte Stelle festzunageln zu wollen. Es ist das der bequemste.³³

Dabei sieht er das literarische Geschehen geradezu pessimistisch:

Die Wahrheit des Lebens wird nur selten getroffen; es fehlt (im Roman zu oft) der Inhalt, noch häufiger die Form (...) Aber wie wenige sind da, die vorgeschritten genug wären, sich auch nur die Aufgabe zu stellen.³⁴

Das lässt sich noch klarer ausdeutschen:

Es gibt freilich eine «rohe Kunst», in dem Sinne von Anfängerkunst. (...) Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muss natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, >>>



*Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas andres als Massenproduktion. (...) Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.*³⁵

Die Folge davon:

*Das, was als alltägliches Lesepublikumsfutter dient, steht auf so niedriger Stufe, daß überhaupt gar nicht darüber zu sprechen ist. Die Trivialität in Stoff, Stil, Behandlung ist kolossal. Geist, Witz, Wissen, Humor sind Dinge, die gar nicht vorkommen. Alles siebenmal abgebrühter Tee.*³⁶

Drastisch tönt es bis ins hohe Alter:

*Seit Keller und Storm tot sind³⁷, welche Dürftigkeit! Und so wenig Aussicht auf Besserwerden. (...) Dazu – als Schuld auf unserer Seite – das à-tout-prix-Geld-verdienen-Wollen, möglichst rasch und möglichst viel.*³⁸

Das hat seine Auswirkungen:

*und das Publikum – schon in einer unglaublichen Geschmacks-Decadence begriffen – wird die Fähigkeit gut von schlecht zu unterscheiden immer mehr einbüßen.*³⁹

Mit der Konsequenz:

*Das einzig bewährte Mittel zum Absatz meiner Bücher – ich muß sie selber kaufen*⁴⁰.

Sehr späten Ehrungen blieb er höchst misstrauisch gegenüber; von seiner heutigen Größe, genauer: von der noch heute geltenden hohen Resonanz hätte er wohl kaum zu träumen gewagt ...

Martin Stankowski, geb. 1950, Bürger von St. Margrethen SG (Schweiz), aufgewachsen in einem Journalistenhaushalt in Rom, studierte Kunstwissenschaft und allgemeine Geschichte in Wien und Basel. Details siehe bitte auf S 9.

- 1 An Paul Lindenberg 31. 12. 1873
- 2 So etwa in einem Brief an Anna Witte Ende Mai 1882: *Meine letzte literarische Tat hier sollen diese Zeilen an Sie ... sein.*
- 3 Im Brief vom 13. 7. 1881
- 4 An Theodor F (Theodor Fontane, der mittlere Sohn) 17. 2. 1888
- 5 An EF (Emilie Fontane, seine Frau) 13. 8. 1878
- 6 An EF 30. 8. 1883
- 7 An Hans Jacobi 5. 1. 1895
- 8 An Julius Rosenberg 1. 3. 1896
- 9 An Martha Fontane gen. Mete (seine Tochter) 5. 5. 1883: sein Kommentar zu *L'Adultera*.
- 10 An Wilhelm Hertz 9. 10. 1878
- 11 An EF 13.8.1878
- 12 An Detlev von Liliencron 11. 5. 1889
- 13 An Ludwig Pietzsch 10. 11. 1878
- 14 An Mete F 5. 5. 1883
- 15 An EF 14. 5. 1884
- 16 An EF 3. 6. 1885
- 17 An Gustav Karpeles 3. 3. 1881
- 18 An Mete F 24. 8. 1882
- 19 An EF 10. 8. 1880: Gedanken zum

- Entstehen der Novelle *Graf Petöfy* und die Überlegungen zum Schauspielplatz Wien.
- 20 An Mathilde von Rohr 15. 5. 1878
 - 21 An Mathilde von Rohr 3. 6. 1879
 - 22 An EF 25. 3. 1880
 - 23 An EF 14. 6. 1883
 - 24 An Mete F 4. 8. 1883
 - 25 An Theodor F 17. 2. 1888
 - 26 An EF 8. 8. 1883
 - 27 An Theodor Wolff 14. 5. 1893
 - 28 An Georg Friedlaender 12. 10. 1887
 - 29 An Hermann von Kletke 16. 9. 1870
 - 30 An Wilhelm Hertz 6. 12. 1878
 - 31 An EF 15.6.1879
 - 32 An Ludovica Hesekei 19. 2. 1878
 - 33 An Wilhelm Friedrich 19. 1. 1882
 - 34 An Storm 14.1.1877
 - 35 An Mathilde von Rohr 25. 8. 1881
 - 36 An EF 24. 7. 1883
 - 37 1888 resp. 1890
 - 38 An Ernst Heilborn 17.11.1896
 - 39 An Hermann Kletke 3.12.1879
 - 40 An Friedrich Fontane (den jüngsten Sohn) 23. 12. 1884

Wie aktuell – erst unlängst ist in Frankreich wieder eine Brücke eingestürzt

Die Brück´ am Tay

von Theodor Fontane

„When shall we three meet again?
Shakespeare, Macbeth

„Wann treffen wir drei wieder zusamm´?“
„Um die siebente Stund´, am Brückendamm.“
„Am Mittelpfeiler.“ „Ich lösch´ die Flamm´.“
„Ich mit.“ „Ich komm´ von Norden her.“
„Und ich vom Süden.“ „Und ich vom Meer.“
„Hei, das gibt ein Ringelreih´n,
und die Brücke muss in den Grund hinein.“
„Und der Zug, der in die Brücke tritt
um die siebente Stund´?“ „Ei, der muss mit.“
„Muss mit.“ „Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand!“

Auf der Nordseite, das Brückenhaus –
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut ohne Rast und Ruh
und in Bangen sehen nach Süden zu,
sehen und warten, ob nicht ein Licht
über´s Wasser hin „Ich komme“ spricht,
„Ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
ich, der Edinburger Zug.“

Und der Brückner jetzt: „Ich seh´ einen Schein
am anderen Ufer. Das muss er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
unser Johnie kommt und will seinen Baum,
und was noch am Baume von Lichtern ist,
zünd alles an wie zum Heiligen Christ,
der will heuer zweimal mit uns sein –
und in elf Minuten ist er herein.“

Und es war der Zug. Am Süderturm
keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm.
Und Johnie spricht: „Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
die bleiben Sieger in solchem Kampf.
Und wie´s auch rast und ringt und rennt,
wir kriegen es unter, das Element.

Und unser Stolz ist uns´re Brück´;
ich lache, denk´ ich an früher zurück,
an all den Jammer und all die Not
mit dem elend alten Schifferboot;
wie manche liebe Christfestnacht
hab´ ich im Fährhaus zugebracht
und sah unsrer Fenster lichten Schein
und zählte und konnte nicht drüben sein.“

Auf der Nordseite, das Brückenhaus –
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut ohne Rast und Ruh
und in Bangen sehen nach Süden zu;
denn wütender wurde der Winde Spiel,
und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel,
erglüht es in niederschießender Pracht
überm Wasser unten ... Und wieder ist Nacht.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm´?“
„Um Mitternacht, am Bergeskamm.“
„Auf dem hohen Moor, am Erlenstamm.“
„Ich komme.“ „Ich mit.“ „Ich nenn´ euch die Zahl.“
„Und ich die Namen.“ „Und ich die Qual.“
„Hei! Wie Splitter brach das Gebälk entzwei.“
„Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand.“